

**Zeitschrift:** Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

**Herausgeber:** Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

**Band:** 2 (1886)

**Heft:** 41

  

**Artikel:** Was Christkindlein gebracht oder "Schutz der einheimischen Arbeit"

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-577905>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gebaut war. Der Kontinent, von napoleonischem Einflusse befreit und sich selbst wieder zurückgegeben, bot den englischen Kolonien von Neuem ein willkommenes großes Absatzgebiet dar. Der Zuckerpriß fiel in Folge dessen ungeheuer, der Rübenzucker konnte die Konkurrenz mit dem Kolonialzucker nicht mehr aushalten, das Geschäft meines Vaters ging allmählig immer mehr zurück, und schließlich mußte er seine Produkte unter den Herstellungskosten verkaufen, so daß er am Rande des Falliments stand. Meinen Vater, dem seine geschäftliche Ehre und die Sorge für seine starke Familie sehr nahe ging, befahl eine Nervenkrankheit, an der er eines frühen Todes starb, seine Frau mit 8 Kindern, von welchen ich der älteste Knabe war, mittellos zurücklassend.

Zehn Jahre hatte ich so in Gebweiler zugebracht, als ich nach Basel geschickt wurde, wo ich das Gymnasium bis zur 5. Klasse besuchte. Als Schüler gehörte ich zu den mittelmäßigen und den klassischen Studien vermochte ich keine besondere Liebe entgegenzubringen.

Während dieser Zeit wohnte ich bei meiner Großmutter, mit der mich eine große Zuneigung verband, der Wittve Riggenschach, geb. Münzinger, welche das Landgut bei St. Jakob besaß, auf dem später Rathsherr Weigly die schöne Villa gebaut hat. Auf dem Wege zur Schule ging ich da tagtäglich an dem an der jetzigen St. Jakobsstraße gelegenen Landgute von Hieronymus Bischoff-Bischoff vorbei, dessen Frau, eine gute Freundin meiner Mutter, der Besten vorschlug, mich mit ihrem einzigen Sohne Emil zusammen erziehen zu wollen, ein Vorschlag, der bei den veränderten Vermögensverhältnissen von den Meinigen willkommen geheißen wurde.

So lebte ich mehrere Jahre im Hause der Familie Bischoff, welche auch die Absicht hatte, mich zu adoptiren. Meine Mutter war mittlerweile auch nach Basel gekommen und hatte, wie sie denn eine resolute, energische Frau war, das noch heute unter derselben Firma bestehende Geschäft „Wittve Riggenschach zum Arm“ begründet, das sie mit Energie, der auch der Erfolg nicht fehlte, betrieb. Als nun Hieronymus Bischoff seinen Plan, mich in sein Tuchgeschäft aufzunehmen, zu verwirklichen begann, muß ich seinen Anforderungen nicht in gewünschter Weise genügt haben, wenigstens erklärte er mich ausdrücklich für unbegabt oder, um es gerade herauszusagen, für zu dumm für sein Geschäft. Man kann sich denken, daß dies mich 15jährigen jungen Menschen nicht wenig pikirte, weshalb ich meine Mutter bat, mich wieder nach Hause zu nehmen. Dies geschah und damit fielen auch jene Geschäfts- und Adoptionsabsichten dahin.

Da ich, wie schon erwähnt, zu den alten Sprachen ebenfalls keine Neigung hatte, so that mich meine Mutter in die große Bandfabrik von Emanuel Hoffmann, wo ich auf dem Komptoir die Handlung erlernen sollte. Da lag mir denn nun als Hauptgeschäft das Kopiren der Geschäftsbriefe ob, eine Beforgung, welche den damaligen Handlungslehrlingen nicht so bequem gemacht wurde, wie den heutigen. Das Kopiren geschah nämlich nicht mittelst einer Kopirpresse, sondern die Briefe mußten wortwörtlich abgeschrieben werden. Das ewige Sigen und Schreiben aber kam mir entsetzlich langweilig vor. Viel lieber trieb ich mich in den Fabrikräumen umher, wo mich die vielen Maschinen ungemein anzogen. Hier hatte ich endlich, mir selbst anfänglich noch unbewußt, das Feld gefunden, für das mich Interesse und Neigung zu bestimmen schienen. Freilich kopirten sich unterdessen die Geschäftsbriefe des Hauses Hoffmann nicht von selbst, und so kam es mehr als einmal vor, daß mein Prinzipal, der sonst ein sehr strenger Herr war, aber Wohlgefallen an mir gefunden hatte, sich an mein Vult setzte und für seinen Lehrling Briefe kopirte, während der-

selbe sich nach den Maschinen umschah. Ueberhaupt befreite mich der freundliche Herr von manchen Arbeiten, so daß ich ungehindert meiner Neigung nachgehen konnte.

Es erfaßte mich ein unwiderstehlicher Drang, Mechaniker zu werden. Meine Mutter aber, der ich meinen Wunsch eröffnete, trat mir sehr entschieden entgegen, indem sie mir zur Pflicht machte, die Lehrzeit zu beendigen, um baldmöglichst eine Stütze für sie und die jüngern Geschwister zu werden. „Oder aber,“ so fügte sie hinzu, „wenn Du Mechaniker werden willst, gut, so werde es, aber ich zahle Dir keinen Bagen Lehrgeld dazu!“ Manchen Monat kämpfte ich den inneren Konflikt durch, der auf diese Weise durch das meiner Neigung entgegenstehende mütterliche Gebot entstanden war.

Um diese Zeit schloß ich mich einem christlichen Jünglingsverein an, nachdem ich den Konfirmandenunterricht von Oberstheiler Jakob Burckhardt empfangen hatte. In diesem Verein, der seine regelmäßigen Sitzungen im „Zalkli“ unter der Leitung Christian Spittlers, des berühmten Förderers christlicher Unternehmungen, abhielt, lernte ich einen Mechaniker, Namens Epple, kennen, dem ich mein Leid klagte.

Epple, Geselle bei einem Bandstuhlschreiner Börlin in der Steinenvorstadt, redete mit seinem Meister, welcher mich unter der Bedingung, daß ich als Lehrbube alle Tage die Werkstätte aufzuräumen und zu reinigen habe, umsonst in die Lehre zu nehmen sich bereit erklärte.

Mit Freunden ging ich diese Bedingung ein, nur um aus der verhassten Schreibstube herauszukommen, und so feilte, schmiedete und drehte ich 3 Jahre lang, von 1833 bis 1836, arbeitete fleißig und lernte allerlei, von Allem etwas, aber nichts recht gründlich. Von dem einen Gesellen lernte ich dies, von dem andern das und zwischenhinein putzte ich die Werkstatt auf.

Eine Episode aus jener Zeit ist mir noch besonders erinnerlich. Als in der Frühe des 3. August 1833 die baskerischen Truppen auszogen, um die aufständischen Landsknechte zu bändigen, da ließ auch mir der Patriotismus keine Ruhe. Ich verschaffte mir einen Stutzer und wollte auch hinaus, um zu kämpfen. Allein ich wurde am Thore angehalten und mit den Worten zurückgeschickt: „Knaben werden keine hinausgelassen!“ Trübselig schlich ich heim.

Nach 3jähriger Lehrzeit, während welcher ich fortfuhr dem Jünglingsverein als Mitglied anzugehören, mußte ich mir selbst sagen, daß ich mit den erworbenen Fertigkeiten nicht werde durch die Welt kommen können. Trotzdem entschloß ich mich, in die Fremde zu gehen. Meine Mutter, die sich inzwischen damit ausgesöhnt hatte, daß ihr ältester Sohn den früheren Schutzpatron Merkurius mit dem Vulkan vertauscht, nähte mir ein paar Goldstücke in 2 Tuch „bläse“ und band sie mir um den Hals. So zog ich im Jahre 1836, nun gerade vor 50 Jahren, wohlgemuth, das Bündel auf dem Rücken, die Straße nach Lyon meist zu Fuß, wenn mich nicht etwa hier und da ein gutmüthiger Rutscher, der mit einem leeren Gefährte zurückfuhr, aufsitzen hieß. (Fortsetzung folgt.)

### Was Christkindlein gebracht oder „Schutz der einheimischen Arbeit“.

Beim Better war ich heute,  
Schant' seine Spenden an;  
Er ist ein patriot'scher,  
Hochangesehner Mann.  
„Hier,“ rief der Cousin Lieutenant,  
„Die Uniform kriegt' ich,  
Famos! Wie? Necht berknisch,  
Rein plumper Schweizerfisch.“  
Drauf gipte süß Continghen:  
„Bewundre meinen Gut!



### Schmiedeeisernes Gitter für einen Thorweg.

Entwurf von Architect C. Kessler, Präsident des Gewerbevereins Gallen. Ausgeführt von Hrn. Schlossermstr. Engler in St. Gallen.  
(Das Mittelstück dieses Gitters befindet sich Thorweg des „Seidenhofes“ in St. Gallen.)

Der neueste Pariser;  
Ja, Dinkel weiß, was gut.“  
Jetzt schrie die dicke Tante:  
„Lange sehnte sich mein Sinn  
Nach diesen neuen Möbeln  
Von Stuttgart und von Wien.“  
„Und dieser schöne Goldschmuck,  
Die Prachts-Tapifferie?“  
„Von Pforzheim ganz natürlich,  
Von Leipzig her ist die.“  
Dann rief schmunzelnd der Dinkel:  
„Dies sind Frankfurter Schuh',  
Dies ist ein englisch Wollhemd;  
Nun hat mein Rheuma Ruh!“  
Jetzt zeigt sogar die Lisbeth  
Am Bein mir neue Strümpf'.  
Sie waren von Aholda  
Und hatten keine Rümpf'.  
Zum Salon an's Berliner  
Piano gings nun gleich;  
Bei Marseiller Kerzen  
Sang man vom deutschen Reich.  
Auf dem Stuttgarter Tische  
Ward dann illuminirt  
Der Tannenbaum, ich glaube  
Er war auch importirt.  
Zum Wenigsten die Flitter  
Stammten von über'm Rhein,  
Westphälisch das Gestell war, —  
Wie durft's auch anders sein!  
Mir ward so wohl, so wonnig,  
Doch nun ging es zum Schmaus.  
Man trank gar manchen Riter  
Hallauer-Ungar aus.  
Ich schlug 'ne gute Klinge —  
Solingische perse! —  
Mit Kirchwasser vom Schwarzwald  
Vertrieb man's Wagenweh.  
Man schloß mit einem Kaffee  
Aus Dresdener Gefäß,  
Nachdem man sich gelabet  
An ostpreußischem Käse.  
D'rauf sang der brave Dinkel  
In freudig stolzem Trieb:  
„Ich bin ein Schweizerknabe  
Und hab' die Heimat lieb!“ (Merkur.)

## Für die Werkstätte.

### Als Kitt für irdenes Geschirr

empfehlen sich eine Mischung, bestehend aus einer dünnen Auflösung von Gummi arabikum, welche so lange mit etwas Gyps verrührt wird, bis sie die Dichtigkeit von Rahm erreicht hat. Die Bruchflächen des Gegenstandes müssen vor der Ver kittung erwärmt werden.

### Paraffinfarbe.

Eine Paraffinlösung in schwerem Steinkohlentheeröl eignet sich vorzüglich zum Anstrich von Häusern, insbesondere für diejenigen Mauern, welche der Einwirkung des Wetters hauptsächlich ausgesetzt sind. Vielfache diesbezügliche Versuche an feuchten Mauern gaben ein sehr zufriedenstellendes Resultat. An tapezierten Mauern, welche früher bei nassem Wetter immer auf Feuchtigkeit wiesen, konnte man nach Anwendung obigen Mittels keine weiteren Spuren entdecken. Man stellt sich die Lösung folgendermaßen her:

- 1 Theil Paraffin in
- 2—3 Theile Steinkohlentheeröl

bei mäßiger Hitze zu schmelzen. Man muß nicht zu wenig Del nehmen, damit die Lösung nach dem Erkalten nicht stockt. Um die Lösung während der Anwendung immer genügend flüssig zu erhalten, muß das Gefäß, in welchem sich dieselbe befindet, während dieser Zeit in heißem Wasser stehen; insbesondere em-

pfeht sich die Anwendung an warmen Tagen, wenn die Steine recht trocken sind. — Es genügt gewöhnlich ein Anstrich.

### Die Dauerhaftigkeit des Holzes.

Fichtenholz, im Dezember geschlagen und als Pfahl in die Erde gebracht, hält nach „A. J. M. W. G.-Ztg.“ 16 Jahre; Holz, Ende Februar geschlagen, hält im Boden nicht länger als 8 Jahre. Eine Faßdaube von im Dezember geschlagenem Eichenholz ließ das Wasser nicht durch, von im Januar geschlagenem ließ in 48 Stunden einige Tropfen fallen, von im Februar geschlagenem hielt das Wasser nicht über 48 Stunden; das Märzholz ließ das Wasser in zwei Stunden durch. Fässer aus Dezemberholz zeigten nach Jahresfrist 1½ Maß Verminderung, aus Februarholz 8 Maß.

### Verfahren zur Herstellung erhabener Schrift auf Rahmenleisten.

Um auf Rahmen für Bilder, Plakate zc. eine erhabene Schrift an bestimmten Stellen zu erzeugen, werden nach beliebigen Querschnitten geschnittene Holzleisten an ihrer Oberfläche mit einer geraden Längsnuth versehen, deren Breite annähernd der Höhe der zu erzeugenden Schrift entspricht. Diese Nuth wird mit einer Mischung von Leim und Kreide oder einer ähnlichen, zur Herstellung von Bilderrahmen dienenden plastischen Masse ausgefüllt und die Leiste dann unter einer Walze durchgeschoben, auf deren Umfang die auf der Leiste zu erzeugende Schrift vertieft eingeschnitten ist. Um nun für die erhabene Schrift genügendes Material dorthin zu schaffen, wo die Schrift erscheinen soll, ist an einer Stempelwalze ein Wulst angebracht, dessen Breite mit derjenigen der Leistennuth übereinstimmt. Dieser Wulst kommt zuerst in Berührung mit der plastischen Masse und schiebt dieselbe in der Leistennuth vor sich her, bis er plötzlich da anhört, wo die Schrift in die Walze eingeschnitten ist. Die letztere prägt sich dann auf der Leiste erhaben aus, während ihre Grundfläche in gleicher Höhe mit den Oberflächen der die Nuth begrenzenden Kanten erscheint; den zuerst unter die Walze geführten Theil der Leiste, aus welchem das plastische Material durch den Wulst hinweggedrängt wurde, füllt man schließlich wieder an und streicht die Masse glatt, wonach die Schrift einen Körper mit der Leistenfüllung bildet, während früher die Buchstaben einzeln aufgeklebt werden mußten und deshalb leicht zu entfernen, bezw. abzustößen waren. Dieses Verfahren wurde der Firma W. Kehrberg u. Tempel in Hamburg patentirt.

### Konserverung des Leders.

Zur Konserverung des Leders empfiehlt das „Zentralblatt f. Wagenbau“ die Benutzung einer Schmiere, welche in folgender Weise hergestellt wird: Man schmilzt 3 Thl. gewöhnliche Waschseife mit 1 Th. Palmöl zusammen und fügt zu derselben 4 Th. Ammoniakseife (durch Sättigen von Seltseife mit kohlen-saurem Ammon erhalten) und 1½ Th. einer Tanninauflösung, welche 9—16 Th. Gerbsäure in 4 Th. Wasser gelöst enthält. Das Ganze wird, nachdem es gehörig durcheinander gerührt, in gut verkorkten Steingefäßen aufbewahrt, in welchen sich die Schmiere lange Zeit hält. Beim Austragen auf das Leder ist dann darauf zu achten, daß man auf dasselbe kein Uebermaß von Schmiere, sonder nur so viel bringt, wie das Leder bequem aufnehmen kann.

### Eine neue Isolir-Substanz,

wichtig für Fabrikanten elektrotechnischer Apparate, wird von Berthoud und Borel auf folgende Weise zubereitet: Leinöl wird auf einer Temperatur von 300 Grad erhalten, bis es eine braune Färbung annimmt und von der Dichtigkeit des Syrups wird. Dann wird eine Quantität Kolophon hinzugegeben und die Mischung eine Zeit lang ungerührt. Will man nun etwas mit einem isolirenden Ueberzuge versehen, so legt man es in diese Mischung bei einer Temperatur von 200 Grad.

### Verfahren, um das Abtragen der mit Kalk oder Leimfarbe bestrichenen Wände zu ersparen.

Man nehme gewöhnlichen Essig, schütte ¼ Th. Wasser dazu und streiche mit dieser Mischung die Wände. Bei Doppel- oder stärkerem Essig kann man etwas mehr Wasser nehmen.